

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Vietnam

08. März bis 16. April 2004

Veteranen auf der „Tour des Friedens“

Von Ilka Schmitt

Vietnam vom 08.03. – 16.04.2004



Inhalt

1. Zur Person	580
2. Erinnerungen am Reisfeld	580
3. Kurz und knapp: der Vietnamkrieg (1964 – 1975)	581
4. Vietnam heute	583
5. Posttraumatische Belastungsstörungen	584
6. Tours of Peace	587
7. Die Teilnehmer	589
8. My Lai	591
9. Lepra und die Angst	593
10. Unterirdisches Labyrinth	594
11. Als Teenager im Altenheim	595
12. Mit Zahnpasta im Armenviertel	596
13. Kleine Freuden und Überraschungen	598
14. Besuch im Krankenhaus	599
15. Wie heißt du? Wie alt bist du? Und woher kommst du?	601
16. Cám ơn – Danke	602

1. Zur Person

Ilka Schmitt, 1976 in Remscheid geboren, studierte Lehramt für die Fächer Englisch und Deutsch, Sekundarstufe II, an der Westfälischen-Wilhelms-Universität in Münster. Das Studium stellte sich bald als „Fehlentscheidung“ heraus, daher zahlreiche Praktika, unter anderem bei der dpa, der Times und News of the world in London, beim Südwestfunk, dem Institut der deutschen Wirtschaft und dem Wetterkanal. Nach dem ersten Staatsexamen Volontariat bei der Rheinischen Post in Düsseldorf, mittlerweile freie Journalistin für die WDR-Internetredaktion in Köln und die Rheinische Post in Duisburg.

2. Erinnerungen am Reisfeld

Mit schmerzverzerrtem Gesicht sackt Lance Dickinson zusammen und fällt auf die Schotterstraße. „Warum?“ schreit er, bevor er anfängt, bitterlich zu weinen. Der mehrfach ausgezeichnete Hubschrauberpilot blickt auf die Reisfelder, über denen vor 37 Jahren sein linkes Bein von Gewehrkugeln zerfetzt wurde. Wie viele seiner ehemaligen Kameraden konnte er die traumatischen Kriegserlebnisse jahrzehntelang nicht verarbeiten. Dickinson wurde Alkohol abhängig und gewalttätig, bekam Depressionen und Alpträume. Auf dem Boden kniend, zieht der Pilot einen Stein aus dem kleinen Lederbeutel, den er um den Hals trägt – ein Stück Heimat aus Arizona –, legt ihn auf die staubige Straße und steckt einen vietnamesischen Kiesel in die Tasche. Ein wichtiger symbolischer Austausch. „Ich möchte die Angst, im nächsten Moment erschossen zu werden, hier zurücklassen. Die Angst, im Krankenhaus aufzuwachen und kein Bein mehr zu haben. Und ich möchte dem vergeben, der mich angeschossen hat.“

Lance Dickinson war 20 Jahre alt, als sich im vietnamesischen Tuy Hòa sein Leben entschied. Aus der Luft bombardierten er und seine Kameraden gerade Heuballen. Es hieß, der Vietcong habe darin möglicherweise Waffen versteckt. Dickinson geht davon aus, dass es der Blindgänger einer seiner Kameraden war, der ihm das linke Bein unterhalb des Knies wegriß. Offiziell sei jedoch nie die Rede von „friendly fire“ gewesen. Fast einen gesamten Tag lag der ehemalige Soldat auf einem Lastwagen mit mehreren Schwerverletzten - mitten in einer Gegend, die vom Feind besetzt war. Einige der Kameraden erlitten einen Schock, die Gruppe machte in ihrer Verzweiflung schließlich mit Rufen auf sich aufmerksam. Es stellte sich später heraus, dass der LKW auf offener Fläche einfach vergessen worden war. „Das war der Punkt, an dem meine Wut schier durch die Decke ging.“

25 Monate lang lag der Soldat lebensgefährlich verletzt im Krankenhaus, sein Unterschenkel sollte amputiert werden. Die Ärzte konnten das Bein zwar schließlich retten, heute ist es jedoch vier Zentimeter kürzer und durch großflächige Narben entstellt. Bei den Operationen hatte Dickinson damals so viel Knochen verloren, dass seine Kameraden ihm eine Halskette daraus schnitzten. „Die fanden das cool.“ Zurück in den Staaten, flüchtete sich Dickinson in den Alkohol, war außerdem bis zu 200 Tage im Jahr als Firmenberater in Amerika und Europa unterwegs. Innerhalb von zehn Jahren hatte er 13 verschiedene Jobs. Nach einigen Jahren bei den Anonymen Alkoholikern hörte der heute 58-Jährige von einem Tag auf den anderen mit dem Trinken auf. „Und ab da bin ich ausgeflippt.“ Dickinson wurde immer aggressiver, hatte Depressionen und Alpträume, erschien nicht mehr zur Arbeit. Im Gegensatz zu vielen anderen Veteranen besitzt Dickinson keine Waffen. „Ich weiß, dass ich töten kann. Ich will daher so etwas gar nicht mehr um mich herum haben.“ Seit mittlerweile zehn Jahren ist er in psychiatrischer Behandlung, sucht Hilfe bei einem Hypnotiseur und verschiedenen Veteranengruppen. Seit einigen Jahren ist er berufsunfähig. Bei seiner ersten Rückkehr nach Vietnam hat er ein Foto mitgebracht, das ihn als 20-Jährigen zeigt. „Ich möchte diesen Menschen hier wiederfinden“, sagt er. „Denn er ist nie aus Vietnam zurückgekehrt.“

3. Kurz und knapp: der Vietnamkrieg (1964 – 1975)

Als offizieller Kriegsbeginn und Auslöser des Vietnamkrieges gilt ein Vorfall im Golf von Tonkin in Nordvietnam. Ein US-Zerstörer geriet vor der Küste in ein Feuergefecht mit zwei vietnamesischen Torpedobooten. Der Vorfall wurde von US-Präsident Lyndon B. Johnson zum Anlass genommen, die amerikanischen Truppen im Süden Vietnams zu verstärken und den Norden des Landes zu bombardieren. Allerdings lag die so genannte Tonkin-Resolution schon Monate vor dem Angriff auf den Zerstörer in der Schublade des Präsidenten, wie die „New York Times“ später berichtete. Im März 1965 landeten schließlich die ersten amerikanischen Truppen bei Da Nang, ihre Zahl stieg in den kommenden Jahren von 250.000 auf eine halbe Million. Mit modernsten Waffen sollten die kommunistischen Soldaten aus dem Süden vertrieben und der Norden besiegt werden. Doch der Vietcong kämpfte mit Guerillataktik auf ihm vertrautem Gebiet, teils mit großer Unterstützung der ländlichen Bevölkerung. Schließlich wurden große Teile der Landbevölkerung von der amerikanischen Armee in so genannte Wehrdörfer und in die Städte umgesiedelt – dem Vietcong sollten damit die Versorgungsquellen entzogen werden.

Trotz der militärischen Überlegenheit mussten die amerikanischen Offiziere bald feststellen, dass ihre modernen Technologien im Dschungel weitgehend nutzlos waren. Das militärische Potenzial der Vietnamesen war zwar sehr begrenzt, denn die gelieferten Waffen der UdSSR stellten zu keiner Zeit eine ernsthafte Bedrohung dar für die überlegenen amerikanischen Truppen. Der Vietcong sorgte dennoch mit Tretminen, Fallen und Überraschungsangriffen für große Verluste auf amerikanischer Seite. Doch ein militärischer Gesamtsieg der Kommunisten war aufgrund der Übermacht aus amerikanischen, südvietnamesischen und alliierten Streitkräften unmöglich. Um den Dschungelkrieg zu gewinnen, setzte die amerikanische Armee schließlich die dioxinhaltige Chemikalie „Agent Orange“ zur Entlaubung der dichten Wälder ein, großflächige Gebiete wurden außerdem zur so genannten „Feuer-frei-Zone“ erklärt: Eine spezielle Bezeichnung dafür, dass US-Truppen auch ohne die Zustimmung von ihren Kommandeuren oder den südvietnamesischen Offiziellen feindliche Soldaten angreifen konnten. Auch der oben erwähnte Soldat Lance Dickinson wurde in einer solchen Feuer-frei-Zone ausgebildet. Zunächst lernte er, trotz des ohrenbetäubenden Lärms des Hubschraubers und der Schüsse seiner Kameraden an Bord die Ruhe zu bewahren. In einem zweiten Schritt trainierte er, auf Rinder am Boden zu schießen. Der Ausbildungsabschluss in Vietnam bestand darin, in einer Feuer-frei-Zone wahllos Menschen aus der Luft zu töten – als Test, ob der Teenager mental dazu in der Lage war.

Die Wende im Kriegsgeschehen trat zum vietnamesischen Neujahrsfest „Tet“ am 31. Januar 1968 ein. Trotz des Waffenstillstandes für diesen Feiertag griffen die Kämpfer Ho Chi Minhs und des Vietcong landesweit Stellungen der amerikanischen und südvietnamesischen Verbände an. Die Verluste auf Seiten der Nordvietnamesen waren zwar verheerend, der Angriff hatte aber auch für die Amerikaner entscheidende Folgen. Fernsehbilder zeigten einige Vietcong-Kämpfer auf dem Gelände der US-Botschaft und demaskierten die seit Jahren übertriebenen Erfolgsmeldungen der amerikanischen Regierung über das nahe Kriegsende. Die Bilder der rund 700 Journalisten vor Ort zeigten verletzte Soldaten, mit Leichen übersäte Straßen und zerbombte Städte. Die Bilder hatten in den USA eine enorme Symbolkraft, und im Jahr 1968 schlug schließlich auch dort die Stimmung um: Immer mehr Veteranen schlossen sich der Antikriegsbewegung an. Die US-Bevölkerung beklagte, dass die Regierung sie über einen Krieg ohne klaren Anfang oder Ende in die Irre geführt hatte. Als General Westmoreland verlangte, weitere Truppen nach Vietnam zu senden, trat Clark Clifford, ein Mitglied aus Johnsons Kabinett, aufgrund der Kriegsführung zurück. Präsident Johnson kündigte noch im selben Jahr offizielle Friedensverhandlungen an. Doch erst unter Präsident Nixon zogen sich die amerikanischen Soldaten lang-

sam zurück. Der Abzug sollte durch die Aufrüstung der südvietnamesischen Truppen ausgeglichen werden. Die Berichterstattung über die Massaker in My Lai (siehe Kapitel 8) ließen das öffentliche Meinungsbild in Amerika schließlich vollends kippen.

Trotz der 1968 begonnenen Friedensgespräche wurden die Kämpfe im Land noch jahrelang fortgesetzt, erst im Januar 1973 unterzeichneten die Kontrahenten das Pariser Abkommen über die Beendigung des Krieges. Doch die nationale Aussöhnung war auch dann noch nicht in Sicht. Die Regierung in Nordvietnam trieb die Eroberung des Südens nach dem Abzug der amerikanischen Truppen offensiv voran. Am 30. April 1975 zogen die nordvietnamesischen, kommunistischen Truppen schließlich in Saigon ein und eroberten den Präsidentenpalast. Die Republik Südvietnam kapitulierte bedingungslos.

Die niedrigsten Opferschätzungen, basierend auf nordvietnamesischen Aussagen, belaufen sich auf 1,5 Millionen getötete Vietnamesen. Vietnam gab 1995 Zahlen bekannt, wonach insgesamt eine Million vietnamesische Kämpfer und vier Millionen Zivilisten im Krieg getötet wurden. 58.226 amerikanische Soldaten starben im Krieg oder blieben vermisst. Australien verlor etwa 500 der 47.000 nach Vietnam entsandten Soldaten, Neuseeland insgesamt 38.

4. Vietnam heute

Nachdem das planwirtschaftliche System nicht die erstrebte wirtschaftliche Erholung von den verheerenden Kriegsfolgen brachte, hat Vietnam Ende der 80er Jahre unter dem Schlagwort „doi moi“ (Erneuerung) marktwirtschaftliche Elemente eingeführt. Die 1992 verabschiedete Verfassung ermöglichte auch die Privatwirtschaft. Partei und Regierung haben zwar die früheren planwirtschaftlichen Vorstellungen weitgehend abgelegt, trotzdem werden auch heute noch in einigen Bereichen Staatsbetriebe im Gegensatz zu privaten Unternehmen bevorzugt. Staatsbetriebe werden beispielsweise nach wie vor durch Subventionen unterstützt. Rund 90 Prozent der Menschen, so der Länderbericht der deutschen Bundesregierung im Jahr 2003, arbeiten mittlerweile im nicht-staatlichen Sektor. Dort entstehen auch die meisten Arbeitsplätze. Das Unternehmensgesetz von 2000 führte laut Bundesregierung zur Gründung von inzwischen fast 70.000 privaten Unternehmen, die mehr als eine Million Arbeitsplätze geschaffen haben. Wichtigster Wirtschaftszweig Vietnams ist die Landwirtschaft, in der mehr als 60 Prozent der Bevölkerung arbeitet. Das Land ist weltweit der zweitgrößte Reis- und Kaffeeexporteur.

Dennoch ist das Land auch heute noch auf Entwicklungshilfe angewiesen. Japan ist laut einem Bericht der Friedrich-Ebert-Stiftung mit Abstand das größte Geberland (315 Millionen US-Dollar in 2002). Mit sehr großem Abstand nach Japan und Frankreich ist Deutschland der drittgrößte bilaterale Geber Vietnams. Im Jahr 2002 hat Deutschland Mittel in Höhe von 40 Millionen Euro für Vietnam zugesagt. Die Mitgliedsländer der EU haben 2002 insgesamt 331 Millionen Dollar Entwicklungshilfe an Vietnam gezahlt. Hinzu kommen knapp 400 Nicht-Regierungs-Organisationen mit zum Teil erheblichen Ressourcen. Zu den USA besteht auch heute noch ein zwiespältiges Verhältnis. Allerdings haben sich die Wirtschaftsbeziehungen der beiden Länder durch ein Handelsabkommen im Jahr 2000 vervielfacht, und auch die Vereinigten Staaten unterstützen Vietnam mittlerweile massiv. Politische Differenzen gibt es immer noch in der Frage der Entschädigung der Agent Orange-Opfer aus dem Krieg.

Während der Anteil der vietnamesischen Bevölkerung, die unter der Armutsgrenze lebt, 1993 noch bei 58 Prozent lag, wurde er bis 2002 auf 32 Prozent gesenkt. Doch vor allem in ländlichen Regionen ist Massenarmut noch immer ein großes Problem. Problematisch ist dort vor allem die hohe Geburtenrate. In öffentlichen Werbekampagnen wird zu Verhütungsmitteln geraten, bislang rangiert Vietnam bei Abtreibungen weltweit ganz vorne. Immerhin: Die Geburtenrate ist laut Friedrich-Ebert-Stiftung von 2,7 im Jahr 1997 auf 1,9 im Jahr 2002 gesunken, das Wissen über die Methoden der Familienplanung ist gestiegen.

5. Posttraumatische Belastungsstörungen

Insgesamt 3.100.000 amerikanische Soldaten haben während des Krieges in Vietnam gedient, 770.000 davon waren an zum Teil heftigen Kampfeinsätzen beteiligt. Etwa 50 Prozent von ihnen, so schätzen Experten, sind nach dem Einsatz mit so genannten Posttraumatischen Belastungsstörungen (PTBS) zurückgekehrt. Depressionen, Alkoholabhängigkeit, Aggressivität, Schlafstörungen, Angstzustände, ständige Alarmbereitschaft, Paranoia, Isolation - damit haben auch fast 30 Jahre nach Kriegsende noch viele der ehemaligen Soldaten zu kämpfen. Zwei von fünf Ehen von Vietnam-Veteranen scheiterten bereits innerhalb der ersten sechs Monate nach ihrer Rückkehr. Dabei lag die Scheidungsrate Ende der 70er Jahre bei etwa 5,2 Prozent, nur etwa jede 20. Ehe wurde damals also geschieden. Viele der Soldaten waren jedoch nicht mehr in der Lage, emotionale Bindungen einzugehen. „Ich wurde trainiert, um zu hassen und zu töten. Und in dieser Mentalität habe ich irgendwie festgesteckt“, versucht Veteran Lance Dickinson sein

Verhalten zu erklären. Während des Krieges habe er gelernt, sich emotional zu verschließen, denn Intimität mache verletzlich. „Aber niemand sagt einem hinterher, wie man sich wieder öffnet.“ Auch Dickinsons erste Ehe wurde geschieden, nachdem der junge Mann, der 1967 nach Vietnam flog, völlig verändert zurückgekehrt war. Seine zweite Ehefrau hat vor einigen Monaten nach acht Jahren die Scheidung eingereicht.

Die 1988 vom amerikanischen Kongress ins Leben gerufene Vietnam-Experience-Studie hat gezeigt, dass amerikanische Vietnam-Veteranen wesentlich häufiger unter psychischen Problemen leiden als andere Veteranen aus dieser Zeit. Warum? Die zumeist sehr jungen Soldaten (das Durchschnittsalter lag bei nur 19 Jahren) wurden kaum auf den Krieg vorbereitet, der sie im Dschungel erwartete. Eine klare Front gab es in Vietnam nicht. Zwar waren verschiedene Gebiete und Großstädte dauerhaft umkämpft, doch der Feind schlug regelmäßig unerwartet – vor allem nachts – zu, nach Überraschungsangriffen zogen sich die nordvietnamesischen Kämpfer immer wieder rasch zurück. Viele amerikanische Soldaten bezeichneten diese ungewöhnliche Taktik als „unfair“ – und gewöhnten sich an, nachts mit der Waffe auf der Brust zu dösen. An tiefen Schlaf sei nicht zu denken gewesen, schon ein leichtes Knacken schreckte auf: Es könnte der Feind sein.

Dr. Jonathan Shay ist Psychiater in der Ambulanz des „Department of Veterans Affairs“ in Boston und sein Buch „Achill in Vietnam“ gewährt Einblicke in die schwierige Therapie von Veteranen. Darin berichten Soldaten unter anderem, wie der Krieg ihr Leben grundsätzlich verändert hat: „Wir waren in einer heißen Landezone. Der Hubschrauber wollte nicht landen, und ich wurde heraus gestoßen. Sie schmissen mich einfach raus! Ich fiel so tief in den Schlamm, dass ich mich nicht mehr bewegen konnte. Von allen Seiten wurde auf mich geschossen. Ich wusste nicht einmal, wo ich mich verstecken sollte! Das war der Augenblick, an dem ich diese Scheißregierung zu hassen begann.“

Ein anderer Veteran erzählt von seiner ständigen Alarmbereitschaft: „Als meine Tochter noch klein war, kam sie einmal von hinten an mich heran, und bevor ich wusste, was los war, hatte ich sie schon bei der Gurgel gepackt und gegen die Wand gedrückt.“ Das Gefühl, im Stich gelassen zu werden, inkompetentes Verhalten und Demütigungen durch Vorgesetzte, Kriegsverbrechen begehen oder mit ansehen zu müssen, wie sie verübt werden, sind einige der Auslöser für Posttraumatische Belastungsstörungen. Ein Patient von Doktor Shay erzählt: „Und dann gibt es Verleihungsfeiern, wissen Sie. Ich musste dastehen wie ein verdammter Trottel, und sie verteilen beschissene Medaillen für das Töten von Zivilisten.“

Guido Flatten, Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Psychotraumatologie, geht davon aus, dass generell etwa 30 Prozent der Beteiligten eines Krieges mit schweren Posttraumatischen Belastungsstörungen nach Hause zurückkehren. „Die über einen langen Zeitraum gemachte Erfahrung der Hilflosigkeit und Ohnmacht ist ein Auslöser.“ Die Betroffenen erleben die schlimmsten Situationen anschließend immer wieder in ihren Gedanken und Träumen, typischerweise zusammen mit den alten, intensiven Gefühlen. „Viele vermeiden dann ähnliche Situationen, ziehen sich aus der Gesellschaft zurück. Vor allem Vietnamveteranen sind häufig zu Einsiedlern geworden“, sagt er. Auch schwere Unfälle, Vergewaltigungen, Missbrauch in der Kindheit oder Überfälle könnten Traumata auslösen, so der Universitäts-Professor. Allerdings hielten diese Erinnerungen meist kürzer als die an Kriegserlebnisse.

Kristin Platt, Sozialpsychologin am Institut für Diaspora und Genozidforschung der Universität Bochum, betont in ihren Forschungen, dass die militärische Erziehung von Soldaten darauf abzielt, Einsätze zu meistern, ohne in seelische Konflikte zu geraten. Wenn nach den Kampfhandlungen psychische Probleme auftreten, dann habe eben diese Erziehung versagt. „Soldaten sind grundsätzlich nicht zum Töten von Menschen ausgebildet, sondern dazu, Aufgaben zu lösen und Gefahren zu beseitigen. Das ist ein psychologisch anderer Hintergrund“, sagt sie. Posttraumatische Belastungsstörungen gerade bei Vietnamveteranen entstünden nicht durch das Töten an sich, sondern „durch die Entmenschlichung und die Gefahr, die die Soldaten erleben müssen“.

Ein weiterer, wichtiger Aspekt unterscheidet Vietnam von vielen anderen Kriegen: die Rückkehr. Amerikanische Soldaten waren es gewohnt, nach ihrem Einsatz als Helden gefeiert zu werden. Als der ehemalige Elitesoldat Daniel Gill nach seinem Einsatz als 20-Jähriger in die USA zurückkam, wurde er am Flughafen bespuckt und als „Babykiller“ beschimpft. Wenn Autos mit einem Knall fehlzündeten, warf er sich jahrelang automatisch auf den Boden. Zu Hause habe es niemanden interessiert, was er in Vietnam erlebt, was er im Kampf durchgemacht hatte. Und so hat sich Gill verschlossen. „Ich bin damals als Soldat nach Vietnam gekommen wie ein Schauspieler. Ich habe meine Rolle gespielt, und als ich zurückkehrte, war der Film vorbei. Ich wollte nicht mehr darüber sprechen.“

Für Psychiater Jonathan Shay ist dieses Verhalten typisch: „Unterdrückte, nicht mitgeteilte Trauer ist eine Hauptursache dafür, warum es so viele lang anhaltende psychische Verletzungen aus dem Vietnamkrieg gibt.“ Viele von Shays Patienten leben wie Gill sehr zurückgezogen, nehmen nicht mehr am gesellschaftlichen Leben teil. Auch Kristin Platt bestätigt das: „Nach dem Krieg wurden die Soldaten mit einem Wertekonflikt konfrontiert. Sie müs-

sen damit leben, dass sie Mörder waren.“ In der Situation nach dem Krieg hatten viele der Soldaten keine soziale Funktion mehr in der Gesellschaft. „Vor allem bei Vietnamveteranen hat eine Integration hinterher nicht stattgefunden“, sagt Platt. Ähnlich ist es auch Lance Dickinson ergangen. Seit mehr als drei Jahrzehnten hat er beispielsweise nicht mehr geweint, sich in seiner Heimat sehr zurückgezogen. Als er zum ersten Mal nach 37 Jahren wieder in Vietnam ist, bricht er bereits am ersten Abend in Saigon in Tränen aus. Die Angst vor dem, was ihn hier erwartet, ist enorm.

6. Tours of Peace

Vietnam-Reisen für amerikanische Veteranen haben sich mittlerweile in einer kleinen Nische der Tourismus-Branche etabliert. Es gibt verschiedene US-Anbieter, die spezielle Touren nach Vietnam organisieren, auf dem Besichtigungsprogramm stehen dann vor allem ehemalige Kriegsschauplätze und Militärbasen, außerdem gut erschlossene touristische Ziele. Die Veteranen bleiben bei diesen Touren jedoch meist unter sich. Andere amerikanische Hilfsorganisationen unterstützen zwar die vietnamesische Bevölkerung, beschäftigen sich dafür aber nicht unbedingt mit der psychischen Belastung der Veteranen. „Tours of Peace“ (TOP) kombiniert diese beiden Ansätze. Die Organisation reist zu ehemaligen Kriegsschauplätzen und touristischen Zielen, legt aber vor allem Wert auf den Kontakt zur Bevölkerung und humanitäre Hilfe. Die TOP-Veteranen besuchen unter anderem Lepradörfer, Waisenhäuser, Straßenkinderprojekte und Altenheime.

Es ist in einem Heim für zum Teil stark behinderte Senioren, als der ehemalige Elitesoldat Daniel Gill zum ersten Mal in Tränen ausbricht. „Selbst wenn es mein Job war, ich hätte vieles einfach nicht tun sollen“, sagt er später. Dass die Rückkehr nach Vietnam solch starke Gefühle in ihm auslöst, damit habe er nicht gerechnet. „Denn Marines haben solche Gefühle einfach nicht.“ Auch Gill litt jahrelang unter Alpträumen, er konnte zudem nicht einschlafen, sobald es im Raum zu ruhig war. Gemeinsam mit „Tours of Peace“ spricht Gill immer wieder mit gleichaltrigen vietnamesischen Senioren, spielt mit Straßenkindern, behinderten oder blinden Kleinkindern. Einige von ihnen haben grausam entstellte Körper, überdimensionale Köpfe – Folgen des Entlaubungsmittels „Agent Orange“, das die Amerikaner während des Krieges versprüht haben. Hilfsgüter seien zwar wichtig, meint TOP-Gründer Jess DeVaney. „Was aber am meisten zählt, ist der Kontakt zu den Menschen.“ Viele der zumeist einsamen Heimbewohner und Waisenkinder sind sichtbar glücklich über den Besuch der Amerikaner. Und nach langen zweisprachigen Unterhaltungen, in denen der eine teilweise kaum versteht,

was der andere sagt, liegen sich die beiden Nationen oftmals gerührt in den Armen.

TOP-Gründer Jess DeVaney ist selbst ehemaliger Marine, war früher in Vietnam stationiert. Bevor der Radio-Moderator aus Phoenix/Arizona 1989 „Tours of Peace“ gründete, war er bereits einige Male ins Land zurück gereist und spricht mittlerweile fließend vietnamesisch. Rund 50 Veteranen hat er bis heute dorthin zurückgeführt, wo ihre Traumata entstanden. Das Auswahlverfahren ist streng: seitenlange Formulare, Gespräche mit Jess DeVaney selbst, mit Psychiater Tony Luick oder Familientherapeutin Nancy Skocy stehen vor der Abreise. „Denn manche Soldaten sind einfach noch nicht bereit. Sie können nicht offen vor einer Gruppe über ihre Gefühle sprechen oder sie zeigen Hass gegenüber Vietnamesen“, erklärt DeVaney.

Höchstens zehn Teilnehmer reisen pro Gruppe nach Vietnam, begleitet vom TOP-Gründer selbst, Psychiater Luick und dem vietnamesischen Reiseführer Anh Nguyen, dessen Mutter sich um Leprakranke in der Nähe von Saigon kümmert. Die Rückkehr nach Vietnam sei für viele Veteranen erst der Anfang einer langen Therapie. „Die Erinnerung ist nicht wie eine Krankheit, gegen die man eine Pille einwerfen kann und alles ist gut“, sagt DeVaney. Viele der Veteranen fänden erst dort, wo ihre Traumata entstanden, zum ersten Mal seit langem inneren Frieden. „Unser Ziel ist es, dass die Soldaten nicht mehr in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart leben“, erklärt Jess DeVaney. Die Veteranen sollen Schuldgefühle, Scham und Angst nach dem Besuch in Vietnam langsam abbauen.

Es war nicht einfach, „Tours of Peace“ davon zu überzeugen, eine Pressevertreterin aus Deutschland mitzunehmen. Diverse amerikanische Journalisten hatten schon bei der Organisation angefragt, doch alle wurden bislang mit der Begründung abgelehnt, die emotionale Aufarbeitung der Veteranen sei zu persönlich. Dennoch überdachte Jess DeVaney die bisherige Regelung nach meiner Anfrage und führte eine schriftliche Umfrage unter allen ehemaligen Teilnehmern durch, wie sie die Anwesenheit der Presse bei einer Tour beurteilen würden. Die Meinungen waren geteilt, doch nach einer ersten Absage entschied sich DeVaney schließlich um: Ich durfte gemeinsam mit einem Fernseh-Lokalredakteur aus Phoenix als erste Pressevertreterin „Tours of Peace“ begleiten.

Bereits am ersten Abend wurde klar, warum die Presse bislang ausgeschlossen war. An jedem Abend der Reise steht ein gemeinsames Meeting mit dem Psychiater auf dem Programm, das gewöhnlich mit den Höhe- und Tiefpunkten des Tages beginnt. Die Teilnehmer berichten über ihre Gefühle im Laufe des Tages, einige werden gezielt von Psychiater Luick befragt, das Thema „posttraumatische Belastungsstörungen“ wird in verschiedenen Aspekten behandelt, außerdem lesen die Veteranen Briefe von ehemaligen

Teilnehmern vor. Die abendlichen Gruppensitzungen wurden für einige der Veteranen zur Belastungsprobe. Bereits am ersten Abend saßen vier gestandene Senioren im Raum, die bitterlich weinten – und eine deutsche Journalistin, die einem solchen Gefühlsausbruch zunächst ziemlich ratlos gegenüber stand.

7. Die Teilnehmer

Die Teilnehmer der jeweiligen TOP-Gruppen werden von der Organisation mit Bedacht ausgewählt. Die Gruppe soll aus unterschiedlich stark betroffenen Veteranen und Angehörigen bestehen, damit sich die Teilnehmer auch gegenseitig unterstützen können. Am stärksten von Posttraumatischen Belastungsstörungen (PTBS) betroffen war in der 2004-Gruppe wohl der anfangs erwähnte Hubschrauberpilot Lance Dickinson aus Tucson, Arizona. Der Sohn eines erfolgreichen Navy-Offiziers machte seinen Schulabschluss an einer Militärakademie und ging freiwillig zur Armee. 1967 wurde er nach Vietnam geschickt, wo er nach fünf Monaten schwer verletzt wurde. Zurück in den Staaten, trat er aus der Armee aus, unterrichtete am College und baute verschiedene Beratungsfirmen auf. Einige Jahre arbeitete er bei verschiedenen Unternehmensberatungen. Allerdings hatte er immer größere Schwierigkeiten, regelmäßig zu arbeiten und wurde extrem aggressiv. Sieben Jahre war er Mitglied bei den Anonymen Alkoholikern. Er ist seit einiger Zeit in psychologischer Betreuung und hat bereits zwei Therapien aufgrund der PTBS hinter sich. Mittlerweile engagiert er sich ehrenamtlich für Veteranenprojekte in seiner Heimat Tucson.

Auch drei Kinder von Vietnam-Veteranen reisten in der 2004-Gruppe mit. Eine davon ist die Halb-Mexikanerin Gabrielle Gonzalez. Ihr Vater wurde ebenfalls während des Vietnam-Krieges verletzt. Allerdings lehnt es Fernando Gonzalez bislang ab, zurück nach Vietnam zu reisen. Die Angst vor der Erinnerung, so seine Tochter Gabrielle, sei zu groß. Die Studentin hat sich der TOP-Gruppe angeschlossen, um mehr über die Vergangenheit ihres Vaters zu erfahren. Sie hofft, dass sich Fernando Gonzalez nach ihren Erzählungen entscheidet, sich doch Tours of Peace anzuschließen.

Michael Ladd ist der Sohn eines Hubschrauberpiloten, der in Vietnam stationiert war. Er hat ein extrem schlechtes Verhältnis zu seinem Vater. Wie viele ehemalige Soldaten hat sich Michael Ladd Senior nach den Kriegserfahrungen verschlossen, Kontakt zu den Kindern fand nach der Scheidung so gut wie nicht statt. Gefühle habe er gegenüber den Kindern nie gezeigt, so Michael Junior. Obwohl er so gut wie keinen Kontakt zu seinem Vater hatte, entschloss sich der 30-jährige Geschichtslehrer, mit TOP nach

Vietnam zu reisen. Einige Wochen vor der Abreise hat er seinen Vater angerufen und ihm von seinen Plänen erzählt. Michael hofft, durch die Reise verstehen zu können, warum sein Vater sich durch den Krieg so verändert hat.

Jamie Gill ist die 20-jährige Tochter von Daniel Gill, einem ehemaligen Elitesoldaten. Sie ist, wie sie selbst sagt, sehr auf ihren Vater fixiert und möchte mehr über seine Vergangenheit erfahren. Denn der gibt zwar an, die Zeit in Vietnam gut verarbeitet zu haben, spricht aber dennoch selten über seine Erfahrungen. Im kommenden Jahr plant die Familie gemeinsam mit der Mutter und der jüngeren Schwester einen normalen Urlaub in Vietnam.

Daniel Gill kam 1969 nach Vietnam. Nach den Hintergründen für seine erste Rückkehr befragt, antwortete Gill zunächst, er sei nur gekommen, weil ihm das Land schon damals so gut gefallen habe. Dass dies nicht der einzige Grund war, wurde im Laufe der Fahrt deutlich (siehe Kapitel 5 und 6). Für Psychiater Tony Luick ist dieses Verhalten typisch. Viele Veteranen hätten ihre Kriegserfahrungen so erfolgreich verdrängt, dass sie davon ausgingen, die Probleme seien verarbeitet. Bei einigen Projekten und auch bei einfachen Nachfragen brach Daniel Gill in Vietnam in Tränen aus, betonte jedoch sofort, dass Marines solche Gefühle eigentlich nicht haben dürften.

Robert Strube sollte zwar auch nach Vietnam eingezogen werden, bekam aber Aufschub, weil sein Bruder Steve dort getötet wurde. Strubes Verhältnis zu Vietnam ist schwierig. Der 50-Jährige gab mehrmals an, seinen toten Bruder für die Entscheidung zu hassen, freiwillig nach Vietnam gegangen zu sein. Von den US-Soldaten, von denen viele aufgrund der psychischen Belastung alkohol- oder drogenabhängig wurden, hat er kein positives Bild. Auch den Vietnamesen gegenüber hatte er zunächst Vorbehalte. Die Hauptaufgabe für ihn während der Reise bestand darin, den Hass gegenüber seinem toten Bruder abzulegen und das Land als positiv in sich aufzunehmen.

Anh Nguyen, unser vietnamesischer Reiseführer, wurde nach dem Krieg mit seiner Familie von Saigon in eine sehr ländliche Gegend umgesiedelt, weil die Familie während des Krieges Kontakt zu Amerikanern und zur südvietnamesischen Regierung hatte. Anh besuchte zunächst keine Schule. Als sein Vater starb und die Einschränkungen gegenüber der Familie abnahmen, zog er zurück nach Saigon und begann eine Lehrer-Ausbildung. Seine Mutter engagiert sich sehr in einem Lepradorf, seine Frau kümmert sich vor allem um ein Straßenkinderprojekt in Nha Trang, das TOP unterstützt.

8. My Lai

Ha Thi Quy hat unter einem Haufen von Toten überlebt. Ihre Mutter und einer ihrer Söhne hatten weniger Glück und starben am 16. März 1968. Ihr zweiter Sohn verlor einen Arm, ein Bein und ein Auge. Auch wenn er noch niemals in Vietnam war, das Dörfchen My Lai kennt wohl jeder Amerikaner als ein trauriges Stück Landesgeschichte. Die Gegend rund um das Dorf war im Krieg bekannt als Hochburg des Vietcong. Nachdem in der Nähe im März 1968 einige amerikanische Soldaten verwundet und getötet worden waren, reagierte die Army mit einem Vergeltungsschlag. Amerikanische Soldaten unter der Führung von Leutnant William Calley metzelten als Racheaktion ein ganzes Dorf voller Zivilisten nieder - zumeist Alte und Kinder. Mehr als 500 Menschen starben bei diesem Kriegsverbrechen, viele wurden wie Ha Thi Quy in einen Graben gestoßen und erschossen, andere wurden verstümmelt. Die meisten Frauen und Kinder wurden zuvor von den Soldaten vergewaltigt.

Einige Mitglieder des Kommandos selbst waren damals überrascht über die Brutalität des Angriffs und weigerten sich, den Befehlen Folge zu leisten. Als beispielsweise Aufklärungs-Hubschrauberpilot Hugh Thompson begriff, was in der Ortschaft geschah, befahl er seiner Besatzung zu landen. Der Bordschütze berichtete später: „Thompson wollte Zivilisten retten, stellte sich mit seinem Hubschrauber zwischen Soldaten und Zivilisten und befahl uns, ihm Feuerschutz zu geben.“ Thompson selbst ist in einer großen Ausstellung auf dem Gelände von My Lai mit den Worten zitiert: „Ich wusste nicht, wie ich mich gefühlt hätte, wenn es dazu gekommen wäre. Unser Feind waren jetzt die Leute von der Army.“ Es gelang ihm, mehr als ein Dutzend Männer, Frauen und Kinder in Sicherheit zu bringen. Andere Soldaten der Kompanie in My Lai, die dem Druck nicht mehr Stand hielten, verletzten sich selbst, um den Anordnungen zu entkommen. Sie schossen sich beispielsweise in die Füße und wurden davon getragen.

Über die ganze Aktion fiel anschließend ein Vorhang des Schweigens. In den US-Medien wurde von einer erfolgreichen Aktion berichtet, Oberbefehlshaber General Westmoreland schickte sogar ein Glückwunsch-Telegramm. Auch die vietnamesische Seite äußerte sich nicht. Lediglich US-Soldat Ronald Ridenhour recherchierte ein Jahr lang. Er hatte kurz nach dem Massaker My Lai überflogen, Augenzeugen befragt und weitere Erkundungen gemacht, nachdem er von einem Gerücht über das Massaker gehört hatte. Erst wesentlich später, am 05. Dezember 1969, veröffentlichte das Life-Magazin einen ausführlichen Bericht über die Tat. Die Weltöffentlichkeit reagierte geschockt. Lediglich ein einziger der Beteiligten, nämlich Leutnant Calley, kam vor Gericht. In der ersten Instanz noch zu lebenslanger Haft

verurteilt, wurde er von einem Teil der Bevölkerung vehement unterstützt und zum Märtyrer stilisiert. Calley bekam vor allem aus den Südstaaten große Unterstützung. Während des Prozesses und seiner Haft erreichten ihn mehr als 10.000 Fanbriefe.

Schließlich begnadigte Präsident Nixon Calley frühzeitig unter dem Druck der Öffentlichkeit, nach nur dreieinhalb Jahren wurde die Strafe in einem Wiederaufnahmeverfahren aufgehoben. Zu seiner Verteidigung sagte Calley: „Ich habe an diesem Tag in My Lai keinen Menschen getötet. Nicht ich als Person tat es. Ich tat es für die Vereinigten Staaten von Amerika, für mein Vaterland. Wir waren nicht da, um menschliche Wesen zu töten, wir waren da, um eine Ideologie zu töten, um den Kommunismus zu zerstören.“ Nach seiner Haft war Calley als erfolgreicher Geschäftsführer eines Juweliergeschäftes tätig. Der Soldat, der die Aufklärung initiiert hatte, Ronald Ridenhour, wurde in einem Teil der amerikanischen Presse als „Verräter“, „Dreckskerl“, „Agent von Hanoi“, „Kommunist“ oder als „Schande für die Gesellschaft“ beschimpft. Seymour Hersh, der Journalist, der die Umstände der Tragödie nach Hinweisen von Ridenhour veröffentlicht hatte, bekam 1970 den Pulitzer Preis für internationale Berichterstattung.

Jedes Jahr besucht „Tours of Peace“ gemeinsam mit den Veteranen die Gedenkstätte in My Lai. In der kleinen Parkanlage erinnern Tafeln daran, dass hier einmal die Häuser vietnamesischer Familien standen. In der Mitte prangt ein riesiges Steinmonument, bei dem eine Frau ein totes Baby auf dem Arm hält und die Faust in die Luft streckt. Auch der Graben, in dem insgesamt 170 Dorfbewohner starben, ist zu sehen. Als „Tours of Peace“ vor einigen Jahren zum ersten Mal mit der heute 79-jährigen Ha Thi Quy sprach, sei sie voller Hass gewesen, erzählt TOP-Gründer Jess DeVaney. „Ja, ich war lange Zeit sehr böse“, bestätigt Ha Thi Quy und richtet sich an Dickinson, Gill und die anderen Veteranen. „Aber es muss irgendwann vorbei sein.“ Sie erzählt den verschiedenen Veteranen jedes Jahr ihre persönliche Geschichte. Auch ihr bedeutet es viel, dass die Amerikaner immer wieder zurückkehren. Wo ihre Familie begraben ist, weiß Ha Thi Quy nicht. Die Toten wurden in mehrere Massengräber gelegt. Als die Soldaten die zierliche Frau fragen, wie sie das Schreckliche verarbeitet hat, antwortet Ha Thi Quy ausweichend: „Wenn ich nicht hier bin, versuche ich, nicht daran zu denken.“ Doch die Übersetzerin fügt hinzu, dass die 79-Jährige jeden Tag zur Gedenkstätte kommt, um die Gärten zu pflegen.

In diesem Jahr besuchten die US-Soldaten My Lai am 36. Jahrestag des Massakers, legten als Zeichen der Trauer einen Blumenkranz vor dem großen Mahnmal nieder. Einige der wenigen Überlebenden des Dorfes waren zum traurigen Jubiläum gekommen, zeigten den Amerikanern, wo ihre Häuser einst gestanden haben, bevor sie niedergebrannt wurden. Und als Jess

DeVaney Tränen über die Wangen liefen, zog ihn eine der Überlebenden, die ihre gesamte Familie an dieser Stelle verloren hat, am Ärmel und flüsterte: „Sei nicht mehr traurig.“

9. Lepra und die Angst

Lepra ist eine Krankheit, die an biblische Geschichten erinnert. Lepra, das ist irgendwie unwirklich und weit weg. Und Lepra, das ist irgendwie auch unheimlich. Denn die chronische Infektionskrankheit zerstört Haut und Schleimhäute, befällt zudem die Nervenzellen. Viele der Betroffenen haben schwarze, abgestorbene, verstümmelte Hände und Füße, die Gliedmaßen sind längst taub. Irgendwann fallen die Überreste einfach ab. Etwa 1,2 Millionen Menschen leiden weltweit an Lepra, die Krankheit ist heutzutage jedoch durch eine Kombinationstherapie aus mehreren Antibiotika heilbar. Nur: Entsprechende Medikamente sind in Vietnam rar, für die zumeist arme ländliche Bevölkerung kaum zu bekommen. Schlechte Lebensbedingungen wie verunreinigtes Wasser, Unterernährung und katastrophale Wohnverhältnisse sind einige der Gründe, warum Lepra sich vor allem in armen Regionen ausbreitet. Die deutsche Lepra- und Tuberkulosehilfe hat im Jahr 2003 insgesamt 18 Projekte in Vietnam betreut und mehr als 100.000 Euro im Land investiert, um das Problem zu bekämpfen.

Dass „Tours of Peace“ regelmäßig ein Lepradorf in der Nähe von Ho-Chi-Minh-City, dem früheren Saigon, besucht, ist dem dortigen Engagement von Thu Nguyen zu verdanken. Die Mutter von Anh, dem Touristenführer, der TOP unterstützt, kümmert sich um die medizinische Versorgung der Kranken, besucht die betroffenen Familien regelmäßig. Insgesamt 85 Familien, davon 100 kranke Personen, leben in dem abgeschiedenen Dorf. Umgerechnet etwa acht Euro staatliche Unterstützung bekommen die, die aufgrund ihrer Krankheit nicht mehr arbeiten können.

Mit Hilfe von Spendengeldern kauft „Tours of Peace“ Medikamente, Lebensmittel und Kleidung, mit einem kleinen Lastwagen werden säckeweise Reis und Konserven in das Dorf gebracht. Die Veteranen laden die Hilfsgüter ab und verteilen sie schließlich an jede einzelne Familie. Die Ängste der Veteranen bei diesem Projekt waren groß: Wie ansteckend ist die Krankheit? Wie sollen wir uns verhalten? Und wie sieht Lepra überhaupt aus? Doch wieder siegte die schier unglaubliche Freundlichkeit der Vietnamesen. Das breite zahnlose Lächeln, die Dankbarkeit, die überschwängliche Begrüßung. Vergessen waren die Vorbehalte spätestens, als der Reisebus der Veteranen in einer sumpfigen Wiese stecken blieb und eine große gemischte Gruppe aus Vietnamesen und Amerikanern eine halbe

Stunde lang diverse Tricks und Tipps ausprobierte, um den Wagen wieder aus dem Schlamm zu schieben. „Der Krieg ist vorbei und Vergangenheit ist Vergangenheit. Es ist die Zukunft, die entscheidet“, sagt Buu Thanh-Binh, der Leiter des Dorfes beim Abschied. Und wieder gibt es Tränen. Tränen der Erleichterung, als einer der Veteranen sagt „Ich hatte solche Angst vor diesem Treffen“ – und Tränen der Rührung von Reiseführer Anh, der die Amerikaner gemeinsam mit seinen kranken Landsleuten beobachtet.

10. Unterirdisches Labyrinth

Drei Meter unter der Erde ist es erdrückend heiß und stickig. 16.000 Menschen sollen hier zeitweise gelebt haben – kaum vorstellbar. Denn vor den Veteranen hatte sich lediglich ein kleines Loch im Boden aufgetan: einer der Eingänge zu den berühmten Cu Chi-Tunneln. Keiner der Veteranen wagt den Schritt in die dunklen, unterirdischen Gänge. Ihre Angehörigen hingegen, zwei Töchter und ein Sohn, steigen neugierig bergab, auf allen Vieren kriechend bewegt sich die Gruppe langsam vorwärts. Platzangst wäre hier fatal. Nass geschwitzt und erleichtert erscheinen die Touristen nach 200 Metern schließlich wieder an der Oberfläche. Dabei ist der kleine Streckenabschnitt eigens für Besucher schon von 0,80 auf 1,20 Meter Höhe vergrößert worden.

In den 30er und 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts dienten die unterirdischen Räume und Erdgräben noch als Versteck und Waffenlager der antikolonialen Guerillas, die gegen die Franzosen kämpften. Allmählich wurden die Räume durch Gänge miteinander verbunden, die anfänglichen 17 Kilometer umfassenden Schutz-Tunnel breiteten sich im Laufe des Vietnamkrieges von Cu Chi immer weiter Richtung Süden aus. Ganze Dörfer beteiligten sich mit einfachen Gerätschaften am Ausbau. Die Kämpfer des Vietcong lebten in drei Etagen in bis zu zehn Metern Tiefe – einige Tausend Menschen sollen es bis Ende des Krieges insgesamt gewesen sein. Bis dahin war das unterirdische Labyrinth längst auf eine Länge von mehr als 200 Kilometer angewachsen. Zum Teil führte es direkt unter amerikanischen Militärlagern her, viele der US-Soldaten wurden so in der Nacht heimlich, still und leise getötet. Das unsichtbare Wegenetz verband viele Dörfer miteinander und endete an manchen Stellen in einem Fluss, was die Flucht bei Verfolgung oder Bombardierung einfacher machte.

Heute sind die Cu Chi-Tunnel eine der Touristenattraktionen des Landes. In der typischen Kleidung des Vietcong erklären Führer die Tunnelanlage, zeigen, wo diverse versteckte Eingänge liegen, wie die Kämpfer in den unterirdischen Räumen lebten und wie sie sich ernährten. Und noch etwas

wird überaus deutlich bei den Tunneln: die Grausamkeit eines Krieges. Denn ausgestellt sind auch verschiedene von vietnamesischen Kämpfern präparierte Fallen für amerikanische Soldaten. Da gibt es große, mit spitzen Pfeilen ausgestaffierte und durch Blätter versteckte Erdlöcher, verschiedenartige Fallen, die durch ausgeklügelte Metallspitzen die Beine zerfetzen, ins Gesicht schlagen oder in den Brustkorb treffen – ein Horrorkabinett. Es gibt wohl niemanden, den das kalt lässt. Dachte ich. Doch am Ende des Rundweges der Cu-Chi-Tunnel gibt es einen Schießstand, in dem Touristen ausprobieren können, wie diverse Waffen in der Hand liegen. Es ist doch erschreckend, wie dumm manche Menschen sein können. Besonders leid tat mir diese Tatsache angesichts der Veteranen. Einige von ihnen erinnerten sich mit Schrecken an die speziellen Abdrücke der Sandalen des Vietcong, die während des Krieges aus US-Autoreifen gebastelt wurden und die nun für Touristen hergestellt werden. Am Souvenirstand hörten sie zusätzlich das Krachen der Gewehre.

11. Als Teenager im Altenheim

Das Kind auf dem Fußboden des Waisenhauses hat einen solch starken Buckel, dass es nicht laufen kann. Mit seinen Armen und Beinen zieht es sich in Richtung Blechschüssel. Zähflüssiger Reisbrei ist darin, und der Junge schlägt immer wieder mit seinem Löffel auf das Blech. Die Hälfte des Mittagessens landet auf dem Boden. Zehn Pritschen stehen in dem kargen Raum nebeneinander, viele der Kleinkinder können sich ohne fremde Hilfe nicht bewegen, sie liegen auf ihren Bambusmatten und starren an die Decke oder in die Richtung, in die sie gedreht wurden. Zwei von ihnen haben riesige Köpfe aufgrund extremer Flüssigkeitsansammlung in den Hirnhöhlen. Es ist wahrscheinlich, dass ihre Behinderung durch das von den Amerikanern während des Krieges versprühte Entlaubungsmittel „Agent Orange“ entstanden ist. 72 Millionen Liter Pflanzengifte versprühte die US-Armee von 1962 bis 1970 während der „Operation Ranch Hand“ über Vietnam. 44 Millionen Liter davon waren „Agent Orange“, eine besonders gefährliche Form von Dioxin. Noch heute werden unzählige Kinder behindert und verkrüppelt geboren, weil ihre Eltern dem Giftregen ausgesetzt waren.

Das 1978 gegründete Waisenhaus in Hoi An kümmert sich um all die körperlich und geistig behinderten Kinder, die in Krankenhäusern abgegeben oder einfach auf der Straße ausgesetzt wurden. Viele der ärmeren Familien auf dem Land können es sich nicht leisten, ein behindertes Kind zu versorgen. Um bis zu 100 Waisenkinder kümmert sich das Heim jährlich, die staatliche Unterstützung reicht bei weitem nicht. „Tours of Peace“ besucht

das Haus jedes Jahr. Der Raum, in dem besonders stark behinderte Kinder leben, stellt für viele der ehemaligen Soldaten das personifizierte schlechte Gewissen dar. Er zeigt zu deutlich, welche Auswirkungen der Krieg noch immer auf die Schwächsten der Gesellschaft hat. In diesem Raum halten sich die Veteranen erfahrungsgemäß am längsten auf, so TOP-Gründer Jess DeVaney. Sie spielen mit 10-Jährigen, deren Windeln dringend gewechselt werden müssten, kitzeln Kleinkinder, die vor Begeisterung laut jauchzen und ihre in unmöglichen Winkeln abstehenden Arme strecken. Sie streicheln Babys mit Wasserköpfen liebevoll über den deformierten Schädel, sitzen mit vom Speichel völlig durchnässten Kindern im Schulalter untrennbar auf einer Schaukel. Und sie weinen, wenn sie – nachdem Hilfsgüter und Spenden verteilt wurden – wieder im Bus sitzen.

Das Waisenhaus in Hoi An betreut Kinder bis zum Alter von 18 Jahren. Doch viele der Bewohner sind so stark behindert, dass sie sich danach nicht selbst versorgen können. Sie werden anschließend ins Altenheim von Hoi An gebracht, verbringen den Rest ihres Lebens mit Senioren. In einem Raum des Altenheims sind all die Teenager untergebracht, die in der Welt draußen nicht überleben würden. Viele von ihnen können sich kaum bewegen, sie werden die nächsten Jahrzehnte in diesem Zimmer bleiben. Als „Tours of Peace“ in diesem Jahr das Seniorenheim betrat, strahlte eine der älteren Damen über das ganze Gesicht und klammerte sich an eine der Veteranen-Töchter. Ununterbrochen sprach sie auf Jamie ein, die Tochter des Soldaten Daniel Gill. TOP-Gründer Jess DeVaney weiß, warum. Als die Gruppe das Heim im vergangenen Jahr verlassen wollte, brach eben diese Dame in Tränen aus, klammerte sich an eine der Teilnehmerinnen. Die Amerikanerin erinnerte sie so sehr an ihre eigenen Töchter, die sie nie besuchen kommen. Und nun würde auch sie einfach gehen und nicht wiederkehren. Das Versprechen, dass die Amerikaner wiederkommen werden, wollte die Dame trotz mehrfacher Beteuerung nicht glauben. Als sie Jamie nun sah, erkannte sie zwar nicht, dass es sich um eine völlig andere Person handelte, wohl aber, dass die Amerikaner Wort gehalten hatten. Und ließ Jamie nicht mehr los.

12. Mit Zahnpasta im Armenviertel

Wer als Tourist heute nach Vietnam kommt, der wird erstaunt sein, wie unkompliziert dort mittlerweile das Reisen ist. Autos darf man zwar noch nicht ohne Fahrer mieten, einige zum Teil große Reiseveranstalter bieten aber Busfahrten zu allen bekannten Städten und Sehenswürdigkeiten an. Auch Hotels sind erschwinglich und nicht wenige haben durchaus west-

lichen Standard. Natürlich sind die Wohngebiete im Vergleich zu anderen Ländern ärmlich und auf den Straßen gibt es unzählige kleine Händler. Vietnam ist nicht reich, werden viele zwar denken. Doch wie bitterarm die Bevölkerung in weiten Teilen ist, das wird vielen Touristen wohl verborgen bleiben. „Tours of Peace“ besucht regelmäßig Armenviertel, die am Rande der großen Verkehrsstraßen liegen und die für Ausländer kaum als solche wahrzunehmen sind. Während der gesamten Reise sammeln alle Teilnehmer sämtliche Shampoo-, Seifen-, Zahnbürsten-Packungen aus den Hotels, außerdem die kostenlosen Kämme und Schuhputzmittel. Im Laufe der Fahrt kommen so säckeweise Pflegeutensilien zusammen, die in solchen Armenvierteln verteilt werden. Die meisten der Teilnehmer hatten zunächst Skrupel, einfach in diese Gegenden zu gehen und Zahnbürsten zu verteilen. Das Ganze erschien doch sehr westlich-überlegen. Neben den kostenlosen Hotel-Packungen verteilte TOP auch Spielzeuggbälle und größere Pakete mit Wasch- und Reinigungsmitteln.

Nach der anfänglichen Skepsis stellte sich schnell heraus, dass die vietnamesischen Bewohner zwar zunächst überrascht, aber unsagbar dankbar waren. Schnell sprach sich die Neuigkeit in den kleinen Vierteln herum, immer mehr Bewohner begleiteten die Gruppe auf ihrem Weg durch die Schotterstraßen. Einige luden uns in ihre Hütten ein, zeigten uns die Wasserbüffel im Stall. Es war oftmals erschreckend zu sehen, in welchen erbärmlichen Wohnverhältnissen große Familien lebten: beengt, dreckig, umgeben von Müllhalden und ausgetrockneten Flüssen. Bei den amerikanischen Teilnehmern blieb letztlich die Erkenntnis, dass es zwar ungewöhnlich ist, einfach in Armenviertel zu marschieren, dass hier aber die alltäglichsten Dinge wie Seife oder Zahnpasta bitter nötig sind. Einige Familien benutzten beispielsweise gemeinsam mit allen Personen monatelang dieselbe Zahnbürste, Zahnpasta ist in einigen Hütten eine Rarität. TOP-Gründer Jess DeVaney kann die anfänglichen Bedenken der Teilnehmer gut verstehen. Eine der Gruppen, die er durch Vietnam geführt hat, wollte keine Hotel-Utensilien sammeln und hatte stattdessen kleine Geschenke vorbereitet. Gelegentlich besucht TOP dieselben Armenviertel. In diesem Fall hatten sich die Bewohner zwar für die Geschenke bedankt, fragten aber sofort nach, ob es denn keine Zahnbürsten und Seifen mehr gebe.

Jess DeVaney hatte die Gruppe davor gewarnt, dass die Verteilungen in den Armenvierteln bisweilen zu Panik führen können. In einem der vielen Dörfer, die die Gruppe besucht hat, ist genau das eingetreten. Immer mehr Kinder versammelten sich um die Teilnehmer und waren schließlich auch durch unseren vietnamesischen Begleiter Anh nicht mehr zu bändigen. Das absolute Chaos brach aus, die Masse war nicht mehr zu kontrollieren. Für diese Fälle galt die Regel: Säcke einpacken und so schnell wie möglich

zurück auf die Hauptstraße. Es ist ein ungutes Gefühl, Menschen einfach stehen lassen zu müssen, für die die kostenlose Hotelausstattung so essentiell ist. Allzu deutlich wird dabei, wie arm die Menschen sind und wie nötig schon die für uns alltäglichsten Dinge sind.

13. Kleine Freuden und Überraschungen

Dalat: Als 40 knallbunte Tennisbälle auf einmal losspringen, ist die Hölle los. Die dreißig geistig behinderten Kinder des Waisenhauses Dalat sind nicht mehr zu halten, denn Tennisbälle haben sie bisher noch nie gesehen. Gemeinsam mit den Veteranen rasen sie über den gesamten Schulhof hinter den springenden Bällen her, klammern sich an die Soldaten, werfen ihnen die Bälle zu. Die Amerikaner wiederum wirbeln die vietnamesischen Kinder durch die Luft bis sie vor Begeisterung kreischen. Zwei Stunden lang, bis es draußen dunkel wird, kriegen weder die Veteranen noch die Kinder genug vom Spielen. Die schiere Begeisterung der Kinder über den Besuch, der sie aus der alltäglichen Routine reißt, ist beeindruckend und bewegend zugleich.

Nha Trang: „Danke, das hat noch nie jemand zu uns gesagt“, flüstert einer der Jugendlichen im Haus für Straßenkinder in Nha Trang. Lance Dickinson, der abgeschossene Hubschrauberpilot, hat eine einfühlsame Rede vor den Jugendlichen gehalten. Hat Verständnis gezeigt für ihre schwere Situation, hat ihnen Mut zugesprochen, durchzuhalten, nicht aufzugeben. Und ihnen klar gemacht, dass die Veteranengruppe nur ihretwegen heute in die Großstadt am Meer gekommen ist und viel Zeit für den Besuch eingeplant hat. Wieder spielen die Soldaten stundenlang mit den Jugendlichen oder setzen sich einfach mit ihnen auf den Boden und hören zu. Und kurz bevor die Gruppe gehen muss, kommt einer der Jugendlichen mit einem Koffer voller Schuhputzzeug - seinem Alltagsjob - und poliert die Orthopädie-Schuhe von Lance Dickinson. Drei Freunde springen sofort ein und wienern, bis es glänzt. Beim Abschied liegen sich die Jungen und der Veteran in den Armen.

Irgendwo zwischen Saigon und Mui Né: Mit Sicherheit hat noch keines der Kinder je einen Touristen gesehen. Das Erstaunen darüber, dass Menschen Haare auf den Armen und Beinen haben können, dass der Bauch dicker als nötig sein kann, ist enorm. Und der Blick durch das fremde Fernglas erinnert an die Indianer im Kinofilm „Der mit dem Wolf tanzt“: Die Kleinen schrecken entsetzt zurück, sobald sie die Landschaft ganz nah vor ihrer Nase sehen. Auch die strohblonde Jamie ist eine Attraktion. Die Veteranengruppe ist dort gelandet, was man landläufig wohl als „Pampa“ bezeichnen würde.

Keine großen Straßen, keine Geschäfte, keine Stadt in der Nähe. Der Bruder einer der Reisetilnehmer ist hier erschossen worden. Früher befand sich die Ortschaft im dichten Dschungel, heute liegt ringsum quasi eine Wüste. Die Veteranen stehen im Kreis zusammen auf der freien Fläche, Robert spricht ein Gebet für seinen toten Bruder. Tränen laufen ihm über die Wangen. Mucksmäuschenstill sind die Kinder geworden, die vorher vor Begeisterung geschrien und getobt haben. Von dem, was die US-Gruppe bespricht, verstehen die Kleinen kein Wort. Nur, dass es etwas Besonderes sein muss. Denn sobald eines der Kinder etwas flüstert, stößt ihn ein anderes an und ermahnt es zur Ruhe. Nur an den Haaren der Arme zupfen sie manchmal noch schüchtern. Sobald sich die Gruppe aus dem Kreis löst, herrscht wieder Rummel und es ist klar: Jetzt wird weiter gespielt. Sie funktioniert ganz einfach, die Kommunikation ohne Worte.

14. Besuch im Krankenhaus

Nur der Mund des Patienten ist durch die Öffnung im grünen OP-Tuch zu sehen. Mit einer speziellen Schiene werden die Lippen des Kindes weit offen gehalten. Knapp 20 deutsche und vietnamesische Chirurgen, Anästhesisten, Schwestern und Helfer arbeiten an den beiden Behandlungstischen im Operationssaal des Krankenhauses C im zentralvietnamesischen Da Nang. Hin und wieder piepst ein medizinisches Gerät, ansonsten herrscht konzentrierte Stille. Was das neunköpfige deutsche Team gemeinsam mit den vietnamesischen Kollegen leistet, ist beinahe Fließbandarbeit. Innerhalb von zehn Tagen operieren die Mediziner insgesamt 60 so genannte Lippen-Kiefer-Gaumenspalten. In der 180 Kilometer entfernten Stadt Hue sind es an drei Operationstischen in der gleichen Zeit sogar 100.

Lippen-Kiefer-Gaumenspalten, oft als „Hasenscharten“ bezeichnet, gibt es zwar überall auf der Welt. Doch in Vietnam ist die Zahl der Betroffenen drei Mal höher als etwa in Deutschland. „Zum einen ist das genetisch bedingt, doch vor allem hat der Gifteinsatz im Vietnamkrieg die Mutationen bewirkt“, erklärt Helmut Sieber, Kieferchirurg am St. Johannes-Stift in Duisburg. Viele der zumeist armen Patienten könnten sich die chirurgische Behandlung ohne den ehrenamtlichen Einsatz der „Deutsch-Vietnamesischen Gesellschaft zur Förderung der Medizin in Vietnam“ (Deviemed) nicht leisten. Bis zu 200 US-Dollar kostet eine Gaumenoperation, so Sieber. „Und eine Bauernfamilie auf dem Land verdient gerade einmal zehn Dollar im Monat.“ Der Kieferchirurg sitzt gebeugt am Operationstisch, assistiert seinem jungen vietnamesischen Kollegen Phuoc Long. Ruhig erklärt er, wie

die Fäden angesetzt werden müssen, damit das Loch im Gaumen später richtig verschlossen ist. Long spricht Deutsch, denn dank Deviemed konnte er sich vor einigen Jahren in Duisburg weiterbilden. Unter der Aufsicht von Helmut Sieber operiert er nun in Da Nang seine ersten Lippen-Kiefer-Gaumenspalten.

Die Arbeit der deutschen Ärztegemeinschaft habe ich vor einigen Jahren kennen gelernt, als der Moerser Anästhesist Dr. Burkhard Steege in einem Diavortrag über seine ehrenamtliche Arbeit in Vietnam berichtete. Der Einsatz von Deviemed ist vor allem auf den Vietnamkrieg und dessen Spätfolgen zurückzuführen. Und da die Mediziner zufällig zur gleichen Zeit in Vietnam arbeiteten, habe ich das Team im Krankenhaus besucht.

In Deutschland werden Säuglinge mit Lippen-Kiefer-Gaumenspalten bereits nach wenigen Monaten behandelt. „Das ist wichtig für die psychosoziale Entwicklung. Die Kinder lernen sonst nicht richtig sprechen und hören“, sagt Dr. Burkhard Steege. Ältere Menschen mit Lippenspalten, die das Gesicht zum Teil völlig entstellen können, treffe man in Deutschland daher so gut wie nie. In Vietnam ist das anders. „Viele der Betroffenen können sich die Operationen nicht leisten, außerdem gibt es zu wenige qualifizierte Chirurgen, um die hohe Zahl der Patienten zu bewältigen“, so Burkhard Steege.

Rund 200 Mitglieder hat die 1995 in Wesel vom dort niedergelassenen vietnamesischen Kieferchirurgen Khue Do-Quang gegründete Gesellschaft. Mittlerweile haben die Ärzte, Anästhesisten und Pflegekräfte mehr als 1.250 Menschen in Vietnam behandelt. Um verstärkt Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten, hat die Gruppe in diesem Jahr am einzigen freien Wochenende der 14-tägigen Reise ein Seminar zur Behandlung von Knochenbrüchen im Gesicht organisiert. „Wir sind sehr dankbar über die Hilfe der deutschen Ärzte“, sagt Anästhesistin Thu Lien Nguyen in gebrochenem Englisch. „Wir können zwar die Lippenspalten schließen, aber die Gaumenoperationen sind schwierig. Nur wenige Ärzte in Vietnam können das.“

Insgesamt 13 vietnamesische Mediziner helfen Deviemed regelmäßig im OP in Da Nang. Nicht alle werden bei der Behandlung benötigt, viele schauen lediglich zu, um von den niederrheinischen Kollegen zu lernen. Die Hilfsaktionen von Deviemed sind in Vietnam dank mehrerer Fernseh- und Zeitungsberichte mittlerweile bekannt. „Es passiert immer wieder, dass wir auf der Straße angesprochen werden“, erzählt Steege. Die Reaktionen der Angehörigen seien meist überwältigend. Einmal hatten die Eltern der jungen Patienten einen großen Empfang für die Ärzte vom Niederrhein organisiert, erinnert sich Helmut Sieber, der für den Vietnam-Einsatz seinen Urlaub opfert. „Das war für uns das Allergrößte. Da hatte ich Tränen in den Augen.“

15. Wie heißt du? Wie alt bist du? Und woher kommst du?

Wer in Vietnam einen Meter 75 groß ist, der fällt auf. Und wer dazu noch blond ist und ein paar Brocken vietnamesisch spricht, sowieso. Auch wenn sich das Land in den vergangenen Jahren immer mehr dem Tourismus geöffnet hat, sind internationale Besucher oft noch eine Attraktion. Die meisten Touristen bereisen das Land derzeit als feste Reisegruppe, werden per Bus zu den verschiedenen Tempeln gebracht und dort auch wieder abgeholt. Kontakt zur Bevölkerung? Kaum. Da ist es wenig verwunderlich, dass hellhäutigen Besuchern, die sich in abgelegene Stadtviertel und Straßen verirrt haben, mit zum Teil offenen Mündern nachgestarrt wird. Das ist zwar zunächst verwirrend, aber nicht unangenehm. Denn eines ist mir in besonderer Erinnerung geblieben: Die schier unglaubliche Freundlichkeit einer im Laufe seiner Geschichte doch so gebeutelten Nation. Es gibt wohl wenige Menschen in Deutschland, die eine offensichtlich ausländische Person ansprechen würden, mit dem Wissen, dass sie selbst kaum Englisch, geschweige denn die Muttersprache des Gegenübers beherrschen. Die Vietnamesen scheinen (noch) so interessiert an den internationalen Besuchern, dass ihnen die Sprachbarrieren offensichtlich gleichgültig sind. Immer wieder bin ich im Park und auf der Straße von Passanten angesprochen worden, die lediglich eine Handvoll kaum verständlicher Englischphrasen kannten und dennoch wissen wollten, wo ich her komme, wie ich heiße und vor allem wie alt ich bin.

Während einige Kinder oft passables Englisch sprechen konnten, haperte es bei den Älteren meist. Viele von ihnen konnten genau drei Fragen stellen: Wie heißt du? Wie alt bist du? Woher kommst du? Von unserem vietnamesischen Führer Anh hatte ich mir diese Fragen übersetzen lassen, konnte außerdem die Worte für einige Zahlen, Lebensmittel und Höflichkeitsfloskeln. Die Begeisterung überschlug sich förmlich, sobald ich vietnamesisch sprach. Ich wurde zum Tee eingeladen, sollte für gemeinsame Fotos posieren, Babys auf den Arm nehmen, bekam diverse kleine Geschenke und wurde zum Abschied wie ein Familienmitglied herzlich gedrückt. Dadurch habe ich mir angewöhnt, nie ohne kleine Geschenke auf die Straße zu gehen. Man weiß nie, wofür man sie gebrauchen kann.

Einige Treffen sind mir besonders in Erinnerung geblieben. Einmal saß ich auf einer Parkbank in Hanoi, als sich zögerlich fünf bis sechs Vietnamesen näherten, die ungefähr in meinem Alter waren. Sie blieben vor mir stehen – und sagten nichts. Einer der Männer wurde von den anderen immer wieder vorgeschoben, doch auch er brachte nichts über die Lippen. „Wie heißt Du?“ fragte ich also auf vietnamesisch, und „Wie alt bist Du?“ Ein Strahlen ging über die Gesichter. Nachdem wir alle Namen, das Alter, meinen Beruf

und meine Nationalität geklärt hatten, waren alle zufrieden, weiter reichte unser beider Wortschatz nicht aus. Mit einem Lächeln und einem Nicken verabschiedete sich die Gruppe.

Ein anderes Mal saß ich im Park in Saigon, in dem viele Vietnamesen abends Gymnastikübungen machen oder Federball spielen. Ich selbst spiele seit Jahren Badminton und beobachtete ein Pärchen, das passabel Badminton spielte. Ich hätte zwar gerne mitgespielt, aber erstens erschien es mir unhöflich zu fragen und zweitens wusste ich gar nicht wie. Plötzlich drückte mir eine Dame einen schweren Federballschläger in die Hand und wir standen zu viert auf dem Feld. Englisch sprach dabei niemand. Da ich wieder einmal einen guten Kopf größer war als alle anderen und dazu die einzige Ausländerin, versammelten sich immer mehr Zuschauer um das Feld, die nach jedem guten Schlag begeistert applaudierten. Nach dem Satz gab mir jemand mit einem anerkennenden Nicken einen besseren Schläger, ich war eine Runde aufgestiegen. Eine der Mitspielerinnen hatte in der Zwischenzeit ihre Schwester angerufen, die sich Englisch selbst beigebracht hatte und ganz begeistert war, zu übersetzen. Als ich am nächsten Abend wieder in den Park kam, hatte eine der Mitspielerinnen vietnamesische Süßigkeiten und Getränke für mich mitgebracht. Und ich war wieder einmal froh, dass ich nicht ohne Geschenke aus dem Haus gegangen war.

16. Cám ơn – Danke

Besonders bedanken möchte ich mich bei der Heinz-Kühn-Stiftung, ohne die diese Erfahrungen nie möglich gewesen wären. Ohne ein Stipendium hätte ich Vietnam nicht in dieser Weise kennen lernen können. Ute Maria Kilian hat mir bei der Bewerbung sehr geholfen, vielen Dank dafür. Unterstützt hat mich auch das Deutsche Medikamentenhilfswerk „Aktion Medeor“, das mir kostenlos verschiedene Arzneimittel und medizinisches Equipment für die humanitären Projekte zur Verfügung gestellt hat. Besonders bedanken möchte ich mich außerdem bei „Tours of Peace“, die mir so viel Vertrauen entgegen gebracht haben und mir einen Einblick in das schwierige Leben sowohl der Veteranen als auch der vietnamesischen Bevölkerung ermöglicht haben.